



REKTORATSREDEN

Schlüsselquelle der Universitäts- und Bildungsgeschichte

SEIT DEZEMBER 2007 ERSCHLIESST EINE DATENBANK DIE REDEN AN DEUTSCHEN UND SCHWEIZER UNIVERSITÄTEN UND TECHNISCHEN HOCHSCHULEN.

VON
DIETER LANGEWIESCHE

Als die Historische Kommission 1962 unter der Leitung von Werner Conze eine Abteilung „Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte“ einrichtete, wurde in der Geschichtswissenschaft kontrovers über neue Konzeptionen für das Fach diskutiert. Das Wort Sozialgeschichte markierte eine Kampffront. In sie reihte sich die Kommission jedoch nicht ein.

Erste Grundlagenwerke zur Sozialgeschichte

Inzwischen ist diese Front aufgelöst. Die Sozialgeschichte hat heute einen festen Ort im Methoden- und Theoriearsenal des Fachs Geschichte. Dies entspricht den Absichten, mit denen die Kommission 1962 die neue Abteilung eingerichtet hat. Sie wollte weder das Fach noch ihre eigene Arbeit neu ausrichten. Geplant war eine begrenzte Erweiterung des Forschungsfeldes, das mit einem wirtschafts- und sozialstatistischen Grundlagenwerk zur deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts fundiert werden sollte. Davon zeugen die fünf Bände „Quellen zur Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftsstatistik Deutschlands 1815–1875“. Ihnen folgten sieben Bände zur „Säkularisation und

Mediatisierung in den vier rheinischen Departements 1803–1813“. Daneben und danach erschienen auch Monographien zu sozialgeschichtlichen Themen und noch weitere Quelleneditionen, doch ein deutliches Profil entwickelte diese Abteilung nicht.

Das war aus zwei Gründen nicht möglich:

1. Sozialgeschichte umschreibt kein Themenfeld, sondern meint einen spezifischen Blick auf die Geschichte: von der Gesellschaft her, nicht vom Staat und seinen Institutionen. Die Abteilung Sozialgeschichte konnte sich also stets nur einem kleinen Ausschnitt aus einem unbegrenzten Feld von Möglichkeiten zuwenden.
2. Als die Abteilung eingerichtet wurde, hoffte man auf zusätzliche Mitarbeiterstellen, um kontinuierlich forschen zu können. Diesen Stellenzuwachs gab es nicht und die vorhandenen wissenschaftlichen Mitarbeiter hatten andere Aufgaben. Deshalb musste die Abteilung Sozialgeschichte seit ihrer Gründung für jedes Forschungsprojekt Drittmittel einwerben. Das gelang – alle Publikationen sind aus solchen Projekten hervorgegangen –, doch eine kontinuierliche Forschung mit



weiten Perspektiven war auf dieser Grundlage nicht möglich. Längerfristige Forschung erfordert eine längerfristig gesicherte Finanzierung. Sie stand und steht nicht zur Verfügung.

Schwerpunkt Universitäts- und Bildungsgeschichte

Es konnte deshalb immer nur um die Konzentration auf einige wenige ausgewählte Bereiche gehen. Zur Zeit bildet die Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte einen Schwerpunkt, der erneut mit Drittmittelprojekten bearbeitet werden muss. Es geht zunächst um eine bislang nahezu gänzlich unerforschte Quellengruppe, die einen Einblick gestattet, wie sich das Selbstbild der Universitäten in den letzten beiden Jahrhunderten verändert hat und sie eine innere Einheit in einer Zeit zu bewahren suchten, in der die moderne Universität entstand, die als Forschungsinstitution in immer neue Bereiche ausgreift und in die Lehre einbezieht. Diesen Prozess ständigen Wandels an den Rektorsreden zu verfolgen, widmet



Werner Conze, erster Leiter der Abteilung „Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte“ der Historischen Kommission.

sich gegenwärtig die Abteilung Sozialgeschichte. Dazu nun eine knappe Skizze.

Die Tradition der Rektoratsreden

Im 19. Jahrhundert wurde es für Hochschulrektoren zur festen Gewohnheit, an universitären oder allgemeinen Festtagen eine Rede zu halten. Sie wandte sich nicht nur an die Mitglieder der Universität. Der Rektor sprach als Repräsentant seiner Universität und der gesamten Wissenschaft zu einem Publikum von Gebildeten, das sich mit der Universität verbunden wusste.

Die Reden der Rektoren bieten nuancenreiche Einblicke in die Topographie der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Dennoch sind sie bisher noch nie systematisch untersucht und nicht einmal bibliographisch erfasst worden. Als Gesamtheit blieben sie eine Terra incognita. Sie haben die Historische Kommission mit ihrem Projekt Rektoratsreden sichtbar gemacht und der Forschung erschlossen. In einem ersten, kürzlich abgeschlossenen Schritt wurden die Reden an Hochschulen, einschließlich der technischen, im deutschen Sprachraum und in der gesamten Schweiz bibliographisch erfasst. Die österreichischen Hochschulen sollen demnächst hinzukommen, sofern eine Finanzierung gefunden wird. Die Bibliographie ist über die Homepage der Historischen Kommission allgemein zugänglich. Die Reden an Schweizer Universitäten wurden zudem digitalisiert und stehen ebenfalls online zur Verfü-

gung. Ob eine Volltextpräsentation auch für die Reden an den anderen Universitäten zu finanzieren sein wird, wird zur Zeit gemeinsam mit der Bayerischen Staatsbibliothek geprüft. In dem Projekt und in seinem Umfeld entstehen zudem mehrere Monographien.

Deutscher Traditionsbruch

Die Rektoratsreden lassen im deutschen Sprachraum eine Hochschullandschaft erkennen, in der man sich untereinander verbunden fühlte und wechselseitig beobachtete. Die Rektoren nahmen auf, was ihre Kollegen anderswo sagten, verglichen die eigene Universität mit anderen, gingen auf fachliche Entwicklungen und staatliche Förderungen ein, und vieles mehr. Diese Tradition lief in Deutschland Ende der 1960er Jahre aus – im Gegensatz zur Schweiz, wo es diese Zäsur nicht gibt. Ein Bündel von Ursachen dürfte zu dem deutschen Traditionsbruch beigetragen haben.

Die Universität wuchs quantitativ, und ihre Zahl stieg. Sie entwickelte sich nun vollends zu einem Großunternehmen, das sich nicht mehr in einer Rektoratsrede präsentierte, sondern einen detaillierten Geschäftsbericht vorlegte. Von ihm erwartete niemand Aufschluss über die geistige Gestalt der Universität. Sie zerfloss, so schien es, angesichts des quantitativen Wachstums und der inneren Differenzierung, in der sich eine Einheit kaum noch erkennen ließ. Die politische Kritik an der Universität in der 68er-Bewegung wird ebenfalls dazu beigetragen haben, dass die Tradition der Rektoratsrede als eine Form universitärer Selbstvergewisserung über die Universitätsmauern hinweg nicht fortgeführt wurde. Und schließlich veränderte sich das Verhältnis von Universität und

Wissenschaft zur Öffentlichkeit so grundlegend, dass die überlieferten Formen, in denen die Universität dieses Gespräch suchte, nicht mehr griffen. Ob das Bemühen der gegenwärtigen Hochschulen, ihre Absolventen an sich zu binden und in der Öffentlichkeit ständig präsent zu sein, zu einer Renaissance der Rede über sich selbst führen wird, bleibt abzuwarten. Sie müsste dann mit anderen Foren konkurrieren, auf denen die Universitäten ihren angestammten Raum unter großem öffentlichen Zuspruch überschreiten, etwa in Gestalt der Kinderuniversität oder der „Nacht der Wissenschaft“.

Die deutschen Rektoratsreden lassen sich, soweit dies nach dem jetzigen Stand der Forschung beurteilt werden kann, inhaltlich fünf Hauptgattungen zuordnen:

- 1) Wissenschaftspolitische und bildungsphilosophische Reflexionen. Hier ging es um das Spezifische der deutschen Universität gegenüber dem Ausland, die Einheit der universitären Wissenschaften trotz auseinanderstrebender Einzeldisziplinen oder den Bildungswert forschenden Lehrens und Lernens. Ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts rangen Vertreter der klassischen Philosophischen Fakultät mit den *homines novi* der Naturwissenschaften um die künftige Gestalt von „Bildung“ und „Universität“. Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die Rolle von Universität und Wissenschaft unter den neuen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen erörtert.
- 2) Wertungen der großen, die gesamte Gesellschaft bewegenden Ereignisse wie die Revolution 1848/49, die Reichseinigung 1867/71, Kriegsausbruch 1914 und Folgen der Niederlage, „Macht ergreifung“ 1933, „Anschluß“ 1938, „Zusammenbruch“ 1945.

Rektoratsreden im 19. und 20. Jahrhundert – Online-Bibliographie



Startseite
Suche
Universitäten A-Z
Rektoren/Redner A-Z

Begleittexte:

- Universitätsgeschichtliche Projekte in der Historischen Kommission - Finanzierung
- Projekt Rektoratsreden - Organisation, Kooperation
- Rektoratsrede: Definition, Entwicklungen, Überlieferungsdichte
- Standorte der Reden
- Datenbank: Bibliographie, Volltexte
- Publikationen im Projekt Rektoratsreden
- Schweizer Rektoratsreden - Zugangssoftware

Projektträger
Impressum

Willkommen bei den Rektoratsreden

In der Rektoratsrede suchte die Universität, den eigenen Standort in der Wissenschaft und in der Gesellschaft zu bestimmen und dieses Selbstbild einer größeren Öffentlichkeit zu vermitteln. Es war kein Zufall, daß daraus im 19. Jahrhundert ein festes Ritual wurde. Damals entwickelte sich im deutschsprachigen Raum die moderne Universität, die Forschung und Lehre zusammenführt. Die Spannungen, die aus dieser Doppelaufgabe hervorgehen, begleiten die Geschichte der Universität bis heute. Die Rektoratsrede erwuchs aus dieser Spannung. Das Auslaufen dieser Redetradition in Deutschland Ende der 1960er Jahre läßt einen tiefgreifenden Wandel in der Kommunikation zwischen Hochschule und Gesellschaft bzw. Hochschule und Politik erkennen. Die Rektoratsrede ist nicht mehr der Ort, an dem sich die Universität ihres Ortes in der Gesellschaft und ihrer Bedeutung für sie zu versichern vermag.

In der Schweiz hingegen lebt diese Redetradition mit Modifikationen als ein fester Teil des *Dies Academicus* noch heute. An den Universitäten Basel, Genf, Lausanne, Neuchâtel, St. Gallen (seit 1939) und Zürich sprechen zu diesem Anlaß stets die Rektoren. An ihre Stelle treten in Bern, Fribourg und an der ETH Zürich seit den letzten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts teilweise Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. So verfährt auch die Ecole Polytechnique Fédérale de Lausanne, eine seit 1969 von der Universität Lausanne unabhängige technische Hochschule.

Die Rektoratsreden sind Fachvorträge, aber keine Reden im Elfenbeinturm, in dem die Universität sich nie verschanzt hat. Sie schauen auf die Entwicklungen in Staat und Gesellschaft, betrachten die Universität als Institution in ihrer inneren Vielfalt und in ihrem sozialen Umfeld oder stellen fachspezifische Forschungen vor, um einem fachfremden Publikum die Bedeutung der eigenen Disziplin für Wissenschaft und Gesellschaft einsichtig machen zu können.

© Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Startseite der Datenbank „Rektoratsreden Online“ unter www.historische-kommission-muenchen-editionen.de/rektoratsreden/

3) Stellungnahmen zu Tagesfragen, welche die Universitäten bewegten, wie Erziehung der Studierenden, Frauenstudium, Mittelknappheit oder Schließungsgefahr.

4) Beiträge zur Geschichte der eigenen Universität oder einzelner Fakultäten und Institute.

5) Erörterung komplexer Fragen des Fachs, das der Redner vertrat, für eine breitere Öffentlichkeit. Öffentlichkeit und Medienpräsenz bewirkten oft eine überraschend schnelle Verbreitung der Reden bzw. ihrer Kernaussagen.

Rektoratsreden in Jena vom späten 19. Jahrhundert bis 1948 – eine Fallstudie

Am Beispiel der Universität Jena sollen einige Aspekte universitärer Selbstdarstellung in einer Zeit tiefer politischer und gesellschaftlicher Umbrüche skizziert werden.

Die Jenaer Rektoratsreden blickten meist zurück in die Vergangenheit. Das war kein Rückzug ins Gestern. Die Geschichte galt vielmehr als empirisch beglaubigter Wegweiser in die Zukunft und als Maßstab für die eigene Bedeutung in der Gegenwart. Für eine alte, traditionsreiche Institution lag es nahe, so vorzugehen; es war jedoch riskant in einer Zeit, in der die Gegenwart

als Bruch mit der Vergangenheit erscheinen konnte oder dieser Bruch politisch gefordert wurde. Mit diesem Problem von Dauer und Zäsur setzten sich die Rektoren in ihren Reden auseinander. In dreifacher Weise suchten sie die Bedeutung der Universität in Geschichte und Gegenwart einzuschätzen:

1) Sie schauten auf die großen Entwicklungen in Staat und Gesellschaft und bestimmten den spezifischen Ort der thüringischen Länder und der Universität Jena in diesem historischen Geschehen. Die Universität in ihrem politischen,

gesellschaftlichen, kulturellen Umfeld ist die Leitlinie dieses Typus von Rektoratsrede.

2) Sie betrachteten die Universität als Institution. Es ging um ihre innere Bauform.

3) Sie präsentierten einen wissenschaftlichen Bereich – ein ganzes Fach, einen Ausschnitt daraus oder ein bestimmtes Problem –, anhand dessen der Redner einem fachfremden Publikum die Bedeutung der eigenen Disziplin für die Universität und für die gesamte Gesellschaft einsichtig zu machen suchte.

Leitbild Humboldt?

Die Universität zeigt sich in diesem dritten Redetypus als ein Ensemble wissenschaftlicher Vielfalt. Dies war ein wichtiges Anliegen in einer Zeit, in der – so eine Dauerklage bis heute – die unaufhaltsame Spezialisierung in der Wissenschaft die alte Einheit der Universität zu zerstören drohte. Diesem Prozess hoffte man in Deutschland um 1900 mit der „Erfindung der Humboldtschen Universität“ (Sylvia Paletschek) eine neue einheitsstiftende Vision entgegenstellen zu können. Die Jenaer Rektoratsreden erwähnten sie jedoch kein einziges Mal.

Das war keine Jenaer Besonderheit. Die Berliner Universität diente nicht als Maßstab, an dem sich die Hochschulentwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert ausgerichtet hätte. Dazu ist sie erst im Rückblick umgedeutet worden. Scharf zugespitzt: Das Leitbild „Humboldtsche Universität“ entstand als eine Erzählung der Nationalgeschichte, nicht als ein Ereignis der Universitätsgeschichte. Der nationalpolitische Ursprungsmythos, der die Hauptstadt des deutschen Nationalstaates als Geburtsort der modernen Universität feierte, ergänzte als hochschulpolitische

Seitenlinie den borussischen Nationalmythos, der die deutsche Nation dem Geiste Preußens entspringen sah.

Diese nationalpolitische Meistererzählung haben die Jenaer Rektoratsreden nicht nachvollzogen. Auch sie zielten auf das, was der Topos Humboldt im Kern bis heute meint – die Universität als eine Stätte von Forschung und Lehre –, ohne ihn jedoch mit diesem Namen zu benennen und damit als eine preußische Erfindung auszuflaggen. In der Ausrichtung aller Universitätsangehörigen auf Forschung sahen die Rektoren die Einheit der Universität garantiert. Die Studierenden haben sie in diese Forschungsgemeinschaft einbezogen, denn die Jenaer Rektoratsreden beschworen Forschung als Bildungsmacht. Bildung durch Forschung – darin sahen sie die Einheit der Universität verbürgt in einer Zeit, in der die Wissenschaft sich stärker und schneller spezialisierte als je zuvor. Wenn in einer solchen Situation der neuen Unübersichtlichkeit der oberste Repräsentant der Universität sein Fach der Öffentlichkeit vorstellte, versicherte sich die Universität ihres Willens zur Einheit und ihrer Fähigkeit dazu.

Die Rektoratsreden hatten also die Aufgabe, den Ort der Universität in der Gegenwart zu bestimmen, und sie taten das in drei Richtungen: die Universität in Staat und Gesellschaft; die Universität als Institution; die Universität als Stätte der Forschung und deshalb – davon zeigten sich die universitären Selbstbilder überzeugt – auch der Ort von Bildung durch Forschung.

Der Redetypus „Universität und Umwelt“ und die Frage nach der Rolle Jenas in dem ständigen Austauschprozess zwischen Umwelt

und Hochschule lässt sich als die Suche nach dem Ort des Kleinstaaates und seiner Institution Universität in der deutschen Geschichte lesen. Diejenigen Jenaer Rektoratsreden, die sich im Kaiserreich mit der deutschen Geschichte auseinandersetzten, entwarfen eine Symbiose von deutscher Nation und Einzelstaat. Sie malten das Bild einer föderativen Nation, die nicht den einen Zentralort kennt. Die Zentren von staatlicher Macht und Kultur waren entkoppelt, und deshalb konnte die politische Provinz zum geistigen Zentrum und zum Ort höchster nationaler Bedeutung werden. Die Machtprovinz als geistiges Weltzentrum und dessen kulturelle und politische Bedeutsamkeit für die deutsche Nation lautete das Zentralmotiv der Jenaer Rektoratsreden über alle politischen Zäsuren hinweg, sogar noch in der ersten genuin nationalsozialistischen Rektoratsrede von 1935.

Veränderungen im Nationalsozialismus

Bei allen Unterschieden zwischen den Rektorats- und Universitätsreden der republikanischen und der nationalsozialistischen Zeit – in dem Willen zum offenen politischen Bekenntnis unterschieden sie sich gemeinsam grundlegend von der universitären Bildungskonzeption, welche die Reden im Kaiserreich gekennzeichnet hatte. Die Universität war nun in den Reden ihrer Repräsentanten zu einer politischen Institution geworden, die sich zu einem politischen Bildungsauftrag bekannte. Die Vorstellung von Bildung, die der Praktische Theologe Wolf Meyer-Erlach 1935 in der ersten durch und durch nationalsozialistischen Rektoratsrede in Jena bekundete, ließ von dem emphatischen Bekenntnis zum Bildungsauftrag der Universität für die Menschheit, der in Reden vor 1933 trotz ihrer nationalen Verengung noch präsent blieb, nichts übrig.

Als einen Widerruf der Einheit von Forschung und Bildung mussten die Zeitgenossen jedoch nicht einmal diese Rede verstehen. Das Programm der politischen Universität, wie es der NS-Führerrekter 1935 entwarf, verlangte zwar nach einer „gründlichen Reform der Studien auf den Universitäten“, doch keinen Abstieg aus der „wissenschaftlichen Höhenlage“. Höchstes Wissen galt ihm weiterhin als Ziel universitärer Ausbildung – aber das richtige Wissen. Das allerdings werde nicht allein durch forschendes Lernen erworben. „Nicht die großen Wissenden, sondern die großen Wollenden, die großen Glaubenden haben Volksgeschichte und Weltgeschichte gestaltet.“ Selbst diesen Aufruf zur Tat in der NS-gläubigen Rektoratsrede von 1935 musste man nicht als einen gänzlichen Gegenentwurf zum traditionellen Selbstbild der Universität sehen. Das kämpferische Gegenbild trat vielmehr in Reden auf, die außerhalb des universitären Festkalenders von Aktivisten des Nationalsozialismus gehalten wurden.

Bekanntnis zu einem festen Standort in den politischen und weltanschaulichen Kämpfen der Gegenwart als Bildungsvoraussetzung – das war neu nach dem Ersten Weltkrieg. Die Selbstsicherheit, mit der die Universität Bildung aus Forschung hervorgehen sah, überlebte das Kaiserreich nicht. Bildung erhielt nun im universitären Selbstbild eine zweite Grundlage: Neben Persönlichkeitsbildung durch Forschung als die methodisch angeleitete Suche nach dem noch Unbekannten trat die ethisch fundierte Formung des Einzelnen durch seine Entscheidung in den weltanschaulichen Gegensätzen der Gegenwart.

Die Universität als Fortschrittskraft für die gesamte Gesellschaft, als Bildungsstätte der Elite und als ein Zentralort für die Nation auf ihrem Weg in die Zukunft – dies war der Kern des Selbstbildes der deutschen Universität. Nun wurde es neu justiert. Mehr werden vermutlich – Rezeptionsanalysen stehen noch aus – die meisten Dozenten in Jena und anderswo darin in den Anfangsjahren des NS-Staates nicht gesehen haben, und die meisten dürften in der vermeintlich nationalen Ausrichtung einen neuen Anlauf zu einem alten Ziele erhofft haben. In den Dienst der Nation hatten sie sich stets gestellt. Die deutsche Universität als nationale Institution – davon zehrte das Selbstbild Jenas stärker wohl als bei jeder anderen Hochschule. Denn die Ursprungslegende der deutschen Nation wies Jena einen privilegierten Ort zu. Keine gute Voraussetzung, um der nationalsozialistischen Umdeutung dieser Tradition zu widerstehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Mit diesem Problem setzten sich die ersten Rektoratsreden nach dem Zweiten Weltkrieg in Jena nicht auseinander. Als die Universität 1947 die Tradition der „Preisverteilungsfeier“ wieder aufnahm, hielt der Biologe Jürgen W. Harms einen Fachvortrag ohne jeden Seitenblick in die jüngste Vergangenheit. Sie fand nur in seinem Schlusssatz einen schwachen Nachhall, der es nahelegte, die Hochschule im Nationalsozialismus als von nicht-wissenschaftlichen Mächten überwältigt zu sehen.

Erst 1948 nahm der Physiker Friedrich Hund in seiner Rektoratsrede das alte universitäre Leitmotiv Bildung durch Forschung wieder auf. Aufgabe der Universität und jeder einzelnen Wissenschaft sei es, den „geistig Führenden“ eine „Gesamtbildung“ und ein „Gesamtbewußtsein“ zu ermöglichen.

Darunter verstand er die „Formung einer wissenschaftlichen Haltung“, die sein Fach leiste, indem es dem Menschen empirisch begründete Einsichten in die Natur bietet. Wie seine Vorgänger in der Zeit, als die Universität sich noch im Einklang mit ihrer politischen Umwelt wusste, vertraute auch er auf die Persönlichkeitsbildung durch „ernsthafte wissenschaftliche Arbeit“. Sie führe „zu einer besonderen Art des persönlichen Verhaltens. Sie ermöglicht ein Denken unter zeitweiliger Aufhebung der eigenen Wünsche, unter Absehung vom jeweiligen eigenen Willen. Nur so besteht Hoffnung, ungetrübt die Wirklichkeit zu erkennen.“ – und zwar offen für „die noch nicht bekannte Wirklichkeit“, verbunden mit der Scheu vor „endgültigen Behauptungen“.

Das Fachstudium als bester Weg zur allgemeinen Bildung – mit dieser Maxime, die der Jenaer Rektor anschaulich machen wollte, als er sein Publikum 1948 in die Geschichte der modernen Physik einführte, vergewisserte sich die Universität einer Tradition, die sie für zukunftsfähig hielt. Dass dieses alte Leitbild einer wissenschaftlich fundierten Bildung zu keiner Zeit in der Lage gewesen ist, politische Urteilsfähigkeit zu sichern, weder bei den Studenten noch bei den Professoren, blieb den Jenaer Repräsentanten der Universität verschlossen. Und nicht nur ihnen.



Der Autor ist Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Eberhard Karls Universität Tübingen, seit 1998 Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Leiter ihrer Abteilung „Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte“.